

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 M., für 2 Monate 1,40 M., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeb.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.  
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Beitrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Partei und Religion.

\* Leipzig, 8. Oktober.

Seitdem das Centrum zum eigentlichen Schlachtruf der politischen und sozialen Reaktion geworden ist, die auf der deutschen Arbeiterklasse lastet, ist die Frage, wie sich die sozialdemokratische Partei zur Religion zu stellen habe, nach der bekannten Nebenwendung „brennend“ für einen großen Teil unserer Genossen geworden. Auch auf dem letzten Parteitag wurde sie mehr als einmal berührt, und wenn dabei die Forderung, in erster Reihe den Kampf gegen den religiösen Charakter der ultramontanen Partei zu führen, verbittert abgewiesen wurde, so läßt sich doch nicht leugnen, daß auch unter denen, die diese Forderung abweisen, mancherlei Meinungsverschiedenheiten oder doch Meinungsnuancen über die Stellung der Partei zur Religion hervortraten.

Im letzten Grunde trägt die Schuld daran, daß unser Programm die Erklärung der Religion zur Privatsache, seinen historischen Ursprung nach einen doppelten Sinn hat. Er war schon in dem Programm enthalten, das 1875 auf dem Gothaer Einigungskongresse beschlossen wurde. In dem ursprünglichen Entwurf dieses Programms wurde „Gewissensfreiheit“ gefordert, also eine jener Forderungen aufgestellt, die das sozialdemokratische mit dem liberalen Programm gemein hat. Wenn nun die „Gewissensfreiheit“ durch „Erklärung der Religion zur Privatsache“ ersetzt wurde, so geschah es zunächst aus dem rein äußerlichen Grunde einer schärferen Präzisierung des Begriffs. Diese Präzisierung erschien sehr notwendig zur Zeit des sogenannten Kulturkampfes, wo die preussische Reaktion sich als Vorkämpferin der „Gewissensfreiheit“ gegen die römische Kirche aufzuspielen liebte. Jedoch die „Erklärung der Religion zur Privatsache“ erhielt praktisch sofort den übertragenen Sinn, daß die Religion auch für den proletarischen Klassenkampf eine Privatsache sei. Soweit die Religion als Machtmittel der herrschenden Klassen dient, war ihre Bekämpfung in anderen Punkten des Programms enthalten, so darin, daß alle Geseze abgeschafft werden sollten, die das freie Denken und Forschen verböten und daß die Schule vom Staate verwaltet werden sollte. Aber gegen die Religion als solche zu kämpfen, entfiel mehr und mehr jeder Anlaß, da jeder Tag zeigte, sowohl daß zum Kampfe gegen den letzten preussischen Gendarmen größerer Mut gehörte, als zum Kampfe gegen den lieben Gott, den die biedersten Spießbürger in aller Gemütsruhe führten, als auch daß alle noch vorhandene religiöse Vernebelung das Erwachen des proletarischen Massenbewußtseins durchaus nicht hindere.

Dies ist nun zum Teil anders geworden, wenigstens

in den Anschauungen mancher Parteikreise, die da meinen, daß man die verderbliche Macht des Centrums am ehesten dadurch brechen könne, daß man die ihm noch anhänglichen Arbeitermassen religiös aufkläre. Was darüber zu sagen ist, haben wir erst kürzlich ausgeführt und wollen hier nur auf eine lehrreiche Kritikkelle verweisen, die Kautsky in der Neuen Zeit über die Stellung der Sozialdemokratie zur katholischen Kirche beginnt. Kautsky hebt hervor, daß alle die verschiedenen Definitionen von Religion sich auf zwei bestimmte Typen zurückführen ließen, die leider nur zu oft miteinander verwechselt würden, von denen aber der eine den anderen ausschliesse. Auf der einen Seite bezeichne man mit Religion einen individuellen Gemütszustand, eine Erhebung der Persönlichkeit über ihre Augenblicksinteressen hinaus, eine Art von ethischen überschwänglichen Idealismus. Auf der anderen Seite verstehe man unter Religion eine historische Massenerscheinung, ein Weltbild, zu dem die Menschen nicht durch eigene Prüfung kämen, sondern das sie von einer über ihnen stehenden Autorität gläubig hinnehmen und zur Norm ihres Denkens machten. Die Religion als Herzenssache des Einzelnen und die Massenreligionen, die ein historisch gewordenes Produkt darstellten, seien nicht nur sehr verschieden voneinander, sie hätten sich auch nur zu oft schlecht miteinander vertragen, denn während die eine keine andere Rücksicht ihres ethischen und metaphysischen Empfindens anerkenne, fordere die andere die Unterwerfung aller Gewissen unter eine gesellschaftliche Autorität, die für sich einen übermenschlichen Ursprung beanspruche.

Nimmt man diese richtige Unterscheidung an, so ist klar, daß jene erste Art der Religion im vollsten Sinne Privatsache für die Partei ist. Religiöses Empfinden als individuelle Herzenssache hindert niemanden, ein guter Parteigenosse zu sein, und die Partei würde der Forderung der Gewissensfreiheit, die sie an den Staat stellt, selber untreu werden, wenn sie irgend eines dieser Mitglieder um solcher Religion willen schiele ansähe. Erst wenn religiös gestimmte Naturen dieser Art in der Partei religiöse Propaganda zu machen versuchen würden, müßte der Widerpruch einsehen, wie es vor ein paar Jahren geschah, als Genosse Göhre einen solchen Versuch machte oder eigentlich nur versuchte, denn er gab ihn loyalerweise alsbald auf.

Die Schwierigkeit beginnt erst mit der zweiten Art von Religion, mit der sozialen Massenreligion, wie sie in den Ländern des proletarischen Klassenkampfes namentlich durch die katholische Weislichkeit repräsentiert wird. Von ihr führt Kautsky den historischen Nachweis, daß sie unter den heutigen Verhältnissen reaktionär ist und weshalb sie es sein muß. „Sie ist der abgesagte Feind jeder revolutionären Bewegung; wohl macht sie auch vor der siegreichen Revolution ihre Verbeugung, aber für eine aufstrebende kämpfende

revolutionäre Klasse hat sie nichts bereit, als alle Mittel der Bekämpfung. Jedes Streben nach Aufhebung der Ausbeutung und der Klassenunterschiede ist ihr aufs tiefste verhasst. Die Ueberbleibsel des eigenartigen Kommunismus ihrer Anfänge, die verschiedenen Formen von Armen- und Krankenpflege und Jugendberziehung, dienen ihr nur dazu, breite Massen der Besitzlosen ihrer Klassenbewegung abwendig zu machen.“ Wenn dem aber so ist, darf diese soziale Massenreligion auch nur „Privatsache“ für das kämpfende Proletariat sein?

Hier liegt die eigentliche Schwierigkeit der Frage. Kautsky meint, dieser Gegensatz zwischen Religion und Sozialdemokratie besage keineswegs, daß es unmöglich sei, gleichzeitig gläubiger Christ und Sozialdemokrat zu sein; man könne sich als guter Christ fühlen und doch die wärmsten Interessen für den Klassenkampf des Proletariats empfinden; noch mehr gelte dies für die Millionen derjenigen, die, wie heute die Masse der Christen überhaupt, nur gewohnheitsmäßig Mitglieder ihrer Kirchen seien, ohne viel über sie nachzudenken. Allein diese Massen scheiden ja von vornherein bei der Frage aus, und wenn die katholische Kirche aus guten Gründen ein Auge zudrücken mag, so stehen ihre Interessen und Ueberlieferungen in zu schroffem Gegensatz zur Emancipation des Proletariats, als daß nicht die kirchliche Organisation früher oder später jedem ernsthaften Versuch ihrer Mitglieder, am Klassenkampfe des Proletariats teilzunehmen, kraftvoll entgegenträte, auch wenn diese Teilnahme außerhalb der Sozialdemokratie unter völliger Anpassung an die kirchlichen Formen selbst geschieht.

Hier erscheint also der Programmsatz: Religion ist Privatsache, zu versagen. Daß dieser Schein gleichwohl trägt, daß die Macht der katholischen Kirche nicht durch religiöse, sondern nur durch ökonomisch-politische Aufklärung der noch von ihr beherrschten Arbeitermassen gebrochen werden kann, haben wir im allgemeinen schon ausgeführt. Doch im einzelnen ist die Frage interessant genug, und ihre richtige Beantwortung berührt zu viele praktische Interessen der Partei, als daß wir nicht gelegentlich darauf zurückkommen sollten.

## Politische Ueberflucht.

Ein neuer Schleifstein.

Die Stummische Post und die Kruppischen Berliner Neuesten Nachrichten genügen dem öffentlichen Mitteilungsbedürfnis unserer Schachmacher nicht mehr. Sie haben sich nun noch ein ganz apartes Mundstück zurechtgebaut, in dem sie in ihrer gesellschaftlichen Stellung, die ihnen der liebe Gott gegeben, zum schlechtesten unterrichteten Volke sprechen, ihre ganz spezifischen Sorgen und Schmerzen als Arbeitgeber der blöden Masse offenbaren und jede verborgene Falte ihres nichtstählernen Herzens vor aller

## Seuilleton.

### Das tägliche Brot.

Roman von Mara Biebig.

Noch nie hatte Bertha der Heimat gedacht, Berlin war ja so viel schöner. Aber als sie jetzt so einsam am zügigen Thor stand und mit unruhigen Blicken die Straße hinaus und hinab spähte, dachte sie an daheim. Aber hatte sie denn ein Daheim? Kein Stüchchen Acker, auf dem die Seele hängt, zu eigen; im Häuschen wohnten sie zur Miete. Und die Mutter, halb Bäuerin, halb Städterin, und ewig aus dem Haus! Und wenn sie wiederkam und überwacht, angestrengt, durchsirenen, durchgerüttelt vom Bauerndägeldchen stieg, mußte sie eins trinken zur Beruhigung, und dann schlief sie ein, und dann trank sie nach dem Erwachen abermals eins, um sich wieder zu beleben, „Mumm“ zu kriegen für eine neue Verantwortlichkeit, die ihr Gewerbe mit sich brachte.

Bertha schüttelte sich: nein, nicht nach Hause! Aber wohin denn, was wollte sie denn eigentlich? Sie war verzweifelt. Heute hatte sie von ihrem Küchenfenster aus gesehen, wie die Dienstmädchen ihre Sachen gepackt — sie zogen fast alle im Hause — wie die Paketfahrt kam, die Körbe und Kommoden und Kasten abzuholen. Nur sie, sie allein mußte bleiben! Aushalten, verkommen in dieser Ebene! Aber warum denn? Warum suchte sie keinen anderen Dienst? Ha! Die Finger in die Haare gefaßt, ihr bleiches Gesicht ans Fenster gedrückt, hatte sie zu den anderen hinübergestarrt.

Die hatten noch Hoffnung. Hoffnungen auf einen besseren Dienst, auf höheren Lohn, auf freiere Lage. Ne was, das war ja alles „Mumpst“! Ein neuer Dienst und wieder ein neuer Dienst und wieder einer, und doch alles immer daselbe. Sie hatte keine Hoffnung mehr.

Und eine wilde Verzweiflung war über sie gekommen, die ihr die Thränen in die Augen trieb, und ein scheinbar gegenstandsloser, dumpfer Haß, der danach verlangte, sich in lauten, irren Schreien auszutoben.

Wenn sie doch wenigstens Mine mal sprechen könnte! Eine heiße Sehnsucht überfiel sie nach deren ehelichem Gesicht, ihrem ruhigen Wort.

Sie hatte plötzlich einen Drang in sich gefühlt, einen Drang, der Ketten sprengen will; den Niegel der Hinterthür zuschiebend, war sie davongestürzt ohne Erlaubnis. Weg!

Und nun war Mine nicht einmal da. Die Sachen, die man da auf die Klappe gepackt, waren das am Ende die ihren? Sie trat näher: ja, das war Mines Schrank, das ihr Bett, der ganze ärmliche Hausrat!

Eine Frau, mit einem Korb am Arm, wollte eben in das Thor einbiegen; da vertrat ihr Bertha den Weg. Hastig fuhren ihre Augen umher, mit erregter Stimme fragte sie nach Reschkes.

Die Frau zögerte mit der Antwort. Mißtrauisch betrachtete sie das Mädchen — wie sah die aus?! Das war gewiß eine, die nichts Gutes im Schilde führte. Vielleicht schuldeten ihr Reschkes was, oder — die Frau dachte an Arthur; der war so ein richtiger Durchgänger — vielleicht gar die Liebste von dem Mann! Der armen Reschkes, mit dem verarbeiteten Gesicht und dem kleinen Mädel mit den unschuldigen Augen, wollte sie doch den Krach ersparen; so sagte sie widerwillig:

„De Reschkes sind schonst lange fort!“  
„Wohin denn?“  
„Wech nich.“  
„Aber das sind doch ihre Sachen?“  
„So?“  
„Wohin verziehen se denn, sagen Se doch?“  
„Wech it nich. 'n Abend!“

Unschlüssig zögerte Bertha noch, dann irrte ihr wilder Blick nach rechts und links — keine Mine zu sehen! Nur graue und graue Dämmerung. Und dann schoß es ihr plötzlich durch den Sinn: Fräulein Haberborn würde sie vermissen! Und sie setzte sich in Trab und rannte übers Trottoir, an dessen Häusern entlang; mit wehendem Haat, mit wehender Schürze und wehendem Haat. Der Wind schnob hinter ihr drein.

Sie rannte sich außer Atem, sie zitterte vor Furcht, und zugleich empörte sich alles in ihr: Nur heute keinen Vorwurf! Sie fühlte es, heut durfte ihr die nicht klug kommen; die sollte sich nur unterstehen, ein scheeler Blick, und —! Hatte sie als Kind eine Ohrfeige bekommen, so hatte sie sich auf der Erde gestielt und mit Händen und Füßen gestrampelt und laut geschrien; nicht immer kam das so, aber zuweilen.

Und heute —? Sie knirschte mit den Zähnen, vor ihren Augen tanzten lauter rote Funken. Die Antle bebten ihr, die Zunge lag ihr trocken im Munde — ha, nur einen Schluck! Gut, daß die Flasche noch halb voll war, heut früh hatte sie sie erst frisch füllen lassen. In solcher Stimmung war sie des „Süßen“ doppelt bedürftig. Ansehen, prosit! Anstrinken bis zum letzten Tropfen, und dann vergessen, schlafen, liegen wie tot!

Sie leckte sich über die Lippen, die aufgesprungen und wie vertrocknet waren. Rasch einen Schluck! Die Bier